



Baumeister Richard Lugner in Madame Tussauds
Wachsfigurenkabinett. Welcher ist der Echte?

Die Sache mit dem Erfolg

Ein Erzählessay mit Literatur drin – Teil 1

von Karlheinz Roszbacher

Ein Kurzbesuch im Netz. Sucht man nach Belegen für „Erfolg“, wimmelt es von Sprüchen, darunter auch jener fragwürdige aus der Sprache der Ellbogen, dass Erfolg die Mittel heilige. Dann sieht man Bücher, die sichere Wege zu allseitigem Erfolg versprechen. Ein großer Teil der Erfolg-Bücher in deutscher Sprache sind Übersetzungen von US-amerikanischen Success-Büchern. Es ist denn auch nirgendwo häufiger von Erfolg die Rede als in den USA. In ihrer staatsbegründenden Unabhängigkeitserklärung ist das Prinzip der Freiheit und Gleichheit aller Menschen, das individuelle Recht auf Entfaltung der Persönlichkeit und das Streben nach Glück festgeschrieben. Damit ist auch persönliches Erfolgsstreben zu einem individuellen Lebensziel erklärt, und es geht darum, wie Erfolg den Einzelnen angesehen, reich und einflussreich macht. Auch schwingt mit, dass über dem persönlichen Erfolg das Wohlwollen Gottes schwebt, deshalb sprechen evangelikale Prediger im Fernsehen so oft davon. Kritische Geister sprechen denn auch ironisch vom „gospel of success“, vom Evangelium des Erfolgs. Im Bundesstaat Arkansas gibt es sogar einen Ort, der Success heißt. (Gibt es irgendwo in Europa einen Ort, der Erfolg heißt?) Im Jahre 2010 lebten in Success 149 Einwohner, einer neueren Schätzung zufolge nur mehr 138, neunzehn Prozent davon unterhalb der Armutsgrenze. In Success zu wohnen, macht offenbar nicht successful. Nichtsdestoweniger ist auch dort Erfolg ein Sehnsuchtswort mit religiöser Strahlkraft. Im weniger frommen München sprach der Dramatiker Franz Xaver Kroetz einmal davon, dass Erfolg auch eine erotische Qualität habe, und berief sich – nicht zufällig auf Englisch – auf die Formel vom „sweet smell of success“. Ob das, was dem Erfolg meist vorausgeht, das Konkurrieren, ebenfalls immer süß ist, ist die Frage. Für den US-amerikanischen Trainer einer Salzburger Fußballmannschaft liegt offenbar das Süße in der Härte: „Sei gnadenlos, was den Willen zum Erfolg betrifft.“

Erfolg – eine Obsession der Moderne?

Erfolg hat nicht nur viele Väter, sondern auch viele Gesichter, zum Beispiel ein clownesk-aussagekräftiges. Ein Wiener Baumeister, Spitzname „Mörtel“, war nicht nur in seinem angestammten Gewerbe, sondern ist auch mit einem großen Einkaufszentrum und einem Kinozentrum erfolgreich. Geboren 1932, liebt er nicht nur junge Frauen und



Eheschließungen, sondern auch die Öffentlichkeit. Er bezahlt schönen und prominenten Frauen viel Geld, damit er sich am Wiener Opernball mit ihnen in seiner Loge zeigen kann und grüßt in dieser Aufmachung samt Zylinder sogar seit Oktober 2019 unermüdlich die Besucher im Wachsfigurenkabinett der Madame Tussaud in London. Die Frage, ob er denn nicht wisse, dass er sich zum öffentlichen Kasperl mache, beantwortet er mit seinem Lebensmotto: „Alles, was zählt, ist der Erfolg.“ Erfolge habe er gehabt, und nun wolle er eben neue hinzufügen, denn: „Auch der Kasperl zu sein, ist eine Form von Erfolg.“ Und von seinem Öffentlichkeitsdrang leben auch gewisse Medien gut, denn er war und ist noch immer gut für die Quote, den Quotl, wie man in Wien sagt.

Der Baumeister, dem wir nach seinem Unfall von Herzen baldige Genesung wünschen, ist wie viele andere begnadete Selbstdarsteller in Wirtschaft, Kunst und Politik ein gutes Beispiel dafür, dass Erfolg zur „Obsession der Moderne“ geworden ist (R. Helmstetter). Aber ein Erfolg von gestern wird schnell schal, ein weiterer muss her, und der Quotl muss das sichtbar machen. Erfolg fördert die Tendenz, ein bestimmtes Verhalten zu wiederholen – bis es eines Tages nicht mehr erfolgreich ist. Dann ist eine Rationalisierung nötig. Beim englischen Schriftsteller David Lodge begegnet man einem einst renommierten Romancier, den der Erfolg verlassen hat und der seine Reputation nicht mehr aufrechterhalten kann. Deshalb sagt er, er habe sich aus dem Wettbewerb des literarischen Lebens herausgenommen. Er wolle keine eigenständigen Bücher von A bis Z mehr schreiben, sondern gebe nur noch Textsammlungen heraus. Er mache das Spiel nicht mehr mit, sagt er. Was für ein Spiel? „What game?“ „The fame game.“ Das Spiel um Erfolg und Ruhm. Manche nennen es Rattenrennen. Lehrerinnen und Lehrer kennen das zum Beispiel von Eltern, die über bessere Schulnoten und damit den Erfolg ihrer Kinder verhandeln wollen und manchmal sogar mit dem Kadi drohen.

Ein Erfolg im Abseits ist keiner. Erfolg ist dann schön, wenn man ihn sieht. Nur wenigen Menschen genügt es, zu vollbringen, was sie sich vorgenommen haben, ohne ein lobendes



Echo zu erwarten. Anerkennung und Lob heben unseren Glauben, es gehe weiter mit Erfolg. Noch im Alter von achtzig Jahren schrieb Sigmund Freud in einem Brief: „An Lob verträgt man bekanntlich ungemessene Mengen.“ Der österreichische Journalist Wilhelm A. Gansterer schrieb einmal einen günstigen Artikel über Bundeskanzler Bruno Kreisky, war sich aber nicht sicher, ob er es nicht ein wenig zu gut gemeint habe. Worauf der Bundeskanzler seinen Dank mit den Worten umschrieb: „Sie ahnen gar nicht, wieviel Lob ich ertragen kann.“ Thomas Mann, in der ersten Reihe der deutschen Schriftsteller, blieb zeitlebens aufgeschlossen für Lob als Bestätigung von Erfolg. Sein Schwiegersohn Antonio Borgese nannte es Abhängigkeit von „VP“, von Vitamin Praise: Lob als Lebens-Stoff. Im Roman *Denkt* des erwähnten David Lodge gibt es eine Schriftstellerin, die in ihrem Kurs über kreatives Schreiben ein Kapitel aus einem ihrer Romane vorliest. Ein Teilnehmer bringt Lob der ganzen Gruppe zum Ausdruck, wenn auch mit einem Schuss Zurückhaltung und mit Blick auf eine Bewertung seiner Arbeiten. Trotzdem denkt sie, durch einen gewissen Zweifel hindurch: „Vielleicht glauben wir jedem Lob, das wir bekommen. Selbst wenn wir wissen, dass es nicht uneigennützig ist, sind wir überzeugt, es zu verdienen.“ Vielleicht steht aber dahinter auch die Ahnung, Erfolg werde sich über kurz oder lang verflüchtigen und man müsse daher rechtzeitig so viel wie möglich davon horten. Das kann anfällig machen für Schmeichelei, die verlogene Erfolgsbestätigung. Oder man wird süchtig. Kurt Tucholsky, der Satiriker und Durchleuchter der Gesellschaft der Weimarer Republik, sprach einmal davon, dass es eine tief im Menschen wurzelnde Sucht sei, äußerlich zu erkennen zu geben, was er erlangt hat. Wenn man es nicht sieht, mache ihm das Ganze keinen Spaß. Von Sucht in diesem Sinne hin zur Droge ist es denn auch nicht weit.

Musik in der Unterhaltungsindustrie: Viele erfahren den Erfolg als Killer, wenn sie ihn halten, und erst recht, wenn sie ihn steigern wollen. Denn das bringt schnell Alkohol und harte Drogen ins Lebensspiel. Janis Joplin, Jimi Hendrix, Jim Morrison, Kurt Cobain, Amy Winehouse starben mit siebenundzwanzig Jahren, weshalb denn auch von einem Club 27 die Rede ist. Aus Österreich kommt, wenn auch älteren Jahrgangs, Hans „Falco“ Hölzel dazu. Dass für viele Schriftsteller und Schriftstellerinnen der Alkohol ein Mittel ist, um einen Erfolgspegel zu halten oder Schreibblockaden zu überwinden, dafür gibt es zahllose Beispiele.

Das Geheimnis des Erfolgs: Georg Essl

Es gibt gewiss Menschen, die ohne spektakuläre Erfolge mit dem Leben zurecht kommen, und unter ihnen auch solche, die Wünsche und Sehnsüchte nach Erfolg in sich verschließen und ebenfalls ganz gut zurecht kommen. Es stimmt nicht, wie gesagt worden ist, dass wir in einer Welt leben, in der jeder der Beste sein muss, um zu überleben. Aber die Wahrscheinlichkeit ist hoch, dass, wer einmal Erfolg gehabt hat, ihn wiederholen will. Denn Erfolge in der Vergangenheit werden mit jedem Tag vergangener und strahlen immer schwächer in die Gegenwart. So in der folgenden Geschichte, die ich aus der Nähe verfolgt habe:

Eine etablierte Kaufmannsfamilie in einer kleinen österreichischen Stadt, bewusste Protestanten in überwiegend katholischer Umgebung, war in mehreren Handelssparten auf solide Weise erfolgreich: Gemischtwarenhandel, Gemischtwaren-Großhandel, Metallwaren, Baustoffe, Sportgeräte. Georg Essl, der älteste Sohn, begann mit einem Autoreifenhandel, dann eröffnete er eine Rucksackfabrik. Er konnte von dort jeden Tag beobachten, wie viele Schüler der Hauptschule vom Bahnhof in die Schule und am Nachmittag wieder zum Bahnhof gingen, in der Hand oder unterm Arm Tragtaschen aus Leder. Die hatten, wichtig fürs Schüler-Ego, den kleinen Rückenranzen, den „Zegga“ der ersten Schuljahre, abgelöst, denn man wollte nicht mehr wie ein Volksschüler daher kommen. Aber die lederen Tragtaschen hatten ihr Eigengewicht, und drin war wei-

teres Gewichtiges, obwohl die staatlich finanzierten Gratis-Schulbücher noch in der Zukunft lagen: Lesebuch auf jeden Fall, Rechenbuch, mehrere Schreibhefte, Atlas für Erdkunde, die Sachen für den Zeichenunterricht,

das Zeug für den Turnunterricht, die Proviantdose mit der Jause, vielleicht auch eine Flasche mit Saft. Dergestalt vollgepackte Taschen machten schiefe Schultern. Georg Essls damalige Rucksäcke konnten nicht Abhilfe schaffen, er erzeugte sie nur in robusten Größen, vor allem für Holzknechte und Bergsteiger, vorherrschende Farbe: Grau.

Aber Georg Essl hatte Mitte der Sechzigerjahre eine Idee, mit der er vom Kleinhersteller zum erfolgreichen Fabrikanten wurde: Etwas erzeugen, was das Gewicht auf dem Rücken ergonomisch verteilt, aber nicht an einen Rucksack erinnert. Georg erfand eine ansprechende Box, mit weich unterlegten Schulterträgern, nicht aus Leder, sondern aus leichtem, was-

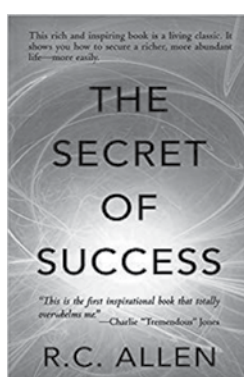
>>>

„Einer der gefährlichsten Teufelskreise, die das Leben der gesamten Menschheit bedrohen, entsteht dadurch, dass das Streben nach einer möglichst hohen Rangordnungsstellung, mit anderen Worten, das Streben nach Macht, sich mit der zur Neurose gewordenen Habsucht verbindet, deren Ergebnisse Macht verleihen.“

Konrad Lorenz in *Der Abbau des Menschlichen*



serdichtem Polyester, mit Innen- und Außenfächern, höher als breit, Haltungsschäden vorbeugend. Das Ergebnis: eine Schultasche, die alle Kinder haben wollten und die quer durch Österreich und Deutschland gehöriges Geld einbrachte. Darauf erweiterte Georg seine Fabrik, baute Bowlingbahnen samt Café dazu und gesellte sich am Abend gerne zu den Gästen, als ein seines Erfolgs bewusster Hausherr und Wirt, aber mit freundlichem, durchaus nicht ostentativem Gehabe. Er war ein habitueller Leser, und mit mir redete er gerne über seine Lektüren. Dabei kam er immer wieder auf die US-amerikanische Schriftstellerin Ayn Rand zu sprechen. Um deren Bücher hatte ich bis dahin einen Bogen gemacht.



Trotz Lizenzvergabe traten auch andere Erzeuger auf den Markt, änderten einiges an Georgs Modell, wurden zu Konkurrenten, und langsam gingen die Verkaufszahlen zurück. Georg begann, über Erfolg und Misserfolg nachzudenken. Eines Tages brachte er ein Buch mit dem Titel *The Secret of Success* ins Café. Der Verfasser war US-Amerikaner, hieß R. C. Allen, das Buch war 1965 erschienen. Der Mann, von dem er es geschenkt bekommen hatte, hatte Georg nur sehr flüchtig

über den Inhalt informiert, aber der Titel traf sofort seine Aufmerksamkeit. Seine Englischkenntnisse reichten nicht aus, aber zusammen förderten wir das Geheimnis des Erfolgs zu Tage. Dabei zeigte sich, dass es Georg um zwei Dinge ging: auf eine neue Erfolgsspur als Produzent und Händler zu kommen, unbedingt auf eine breitere, finanziell noch ertragreichere als damals, und gleichzeitig, mit missionarischem Eifer, möglichst viele Leser und Leserinnen für einen religiös eingefärbten Kapitalismus zu begeistern und ihnen damit auch Wege zum Erfolg aufzutun. Dabei vermischte er seine Ayn-Rand-Lektüre und seine protestantische Familientradition. Dass ein deutscher Soziologe namens Max Weber den Geist des Kapitalismus aus der protestantischen Arbeitsethik hergeleitet hatte, wusste Georg zwar nicht, brauchte es auch gar nicht zu wissen, denn er hatte das von klein auf eingesogen, als tägliche Erfahrung in den Betrieben seiner Eltern.

Die in St. Petersburg geborene Ayn Rand (1905– 1982) verbrachte Kindheit und Jugend in Russland und emigrierte 1926 in die USA. Ihre Interessen richteten sich früh auf Literatur, Philosophie und Soziologie. Obwohl sie zur Zeit der Großen Depression und der Verelendung breiter Bevölkerungsschichten, desaströse Folge des Börsen- und Bankenkrachs von 1929, bereits im Lande war, wurde sie zur entschlossenen Gegnerin von Franklin Delano Roosevelts Politik. Die zielte auf Beseitigung der Massenarbeitslosigkeit

durch Intervention des Staates. Öffentliche Investitionen in die Wirtschaft sollten wieder Arbeitsplätze schaffen, den Geldfluss erhöhen, die in ihrer Existenz traumatisch bedrohten Vielen wieder ins Brot bringen, sie konsumfähig machen und Lebensangst mildern: „New Deal“. Roosevelt sprach zu den Radiohörern den oft wiederholten Leitsatz: „Wir haben nichts zu fürchten als die Furcht selbst.“ Aber in Ayn Rands Denken war das alles ethisch unstatthaft, wie sie in ihrem Roman *The Fountainhead* (*Der ewige Quell*, 1943) ausführte. Der Roman enthält Zweifaches: Einerseits gibt es einen Protagonisten, der seine auf extremem Individualismus beruhenden Eigeninteressen scharf gegen die Welt der Übrigen stellt, andererseits spart er nicht mit expliziten Attacken auf alle, die als links oder linksliberal gelten und für die Verelendeten eine soziale Politik machen wollen. Ayn Rands Einfluss war beträchtlich; ihre Auflagen lagen schließlich bei 25 Millionen. Sie warnte vor einer, wie sie es empfand, Tyrannei der Mehrheit und vertrat die Ansicht, Altruismus sei asozial. Er behindere das Überleben der Zivilisation, denn ein Handeln zum Wohle vieler bedrohe die Rechte des Einzelnen. Zu Rands tradierten Aussagen gehört, dass sie selbst niemals um eines anderen Menschen willen leben wolle, aber auch nicht erwarte, dass jemand es für sie tue. Erfolg und Reichtum seien das Produkt menschlicher Denkfähigkeit – was bedeutet, dass die Nichtreichen nur Dumpfbacken sind und es bleiben sollen. Und: Geld sei das Barometer für die Tugend einer Gesellschaft, wenn es von Einzelnen erarbeitet wird.

In die Gegenwart geblickt: Unschwer kann man schon bei Ayn Rand erkennen, was seit dem Präsidentschaftswahlkampf von 2016 in den Vereinigten Staaten als Argumentationslinie der Rechten massive Tradition hat und aufs Neue aufgeführt wird: das Establishment in Washington regierungsverseucht, jede Reform des Gesundheitswesens ein unmoralischer Altruismus und somit ein Eingriff in die grundlegenden Rechte des Einzelnen. Die Profitrate der Habenden sei zu sichern, ihr Geldbarometer, und nicht das der Nichthabenden, sei weiter zu steigern. Das Trachten nach Eigennutz sei nicht nur für individuelle Lebensführung, sondern auch für das Land eine wünschenswert egoistische Geisteshaltung. Viel zitiert wird Rands zynische Aussage: „The best way to help the poor is not to be one of them.“ Das ist eine Verschärfung des sogenannten Sozialdarwinismus hin zu einer krassen Eigensucht, die in den USA immer einen Humus vorfindet und die Grundlage für einen Kapitalismus des Laissez faire ist. Ayn Rand, eine Atheistin, war eine Schutzheilige der erfolgsversessenen Individualisten und ist es bis heute.

Das Ayn Rand Institute lukriert Spenden von jährlich mehr als sechs Millionen Dollar. Das gedruckte Wort der 1982 Verstorbenen reicht weiter als jemals zuvor. Nach der Börsen- und Bankenkrise von 2008 wurde ihr Roman *Atlas wirft die Welt ab* (*Atlas Shrugged*, 1957) wieder zum Bestseller:



Die Reichen sollten sich nicht länger mit sozialem Denken beschweren. Der Politiker Paul Ryan aus Wisconsin, einer der schärfsten Vertreter des rechten Flügels der Republikanischen Partei, bekannte sich bis 2012 als ihr Anhänger. Als sein Kollege und Präsidentschaftsbewerber Mitt Romney ihn als Vizepräsident auserkor, distanzierte er sich von ihr. Als Grund gab er ihren Atheismus an (der ihn zuvor aber durchaus nicht gestört hatte). Die beiden verloren die Wahl an Barack Obama. Aber Ayn Rands Bücher bleiben die Erfolgsbibeln der Rechten und der notorischen Tea Party. Die Spaltung der US-amerikanischen Gesellschaft, die der gegenwärtige Präsident vorantreibt, wird, auch wenn die Kräfteverhältnisse sich wieder verschieben sollten, nicht so schnell verschwinden – und das Ayn Rand Institute auch nicht.

R. C. Allens *The Secret of Success*, das Georg Essl mir empfohlen hatte, ist eines der Ratgeberbücher der „How-to-do-Business“-Sparte, versetzt mit amerikanischer Alltagsfrömmigkeit. Ich forschte dem Autor ein wenig nach, fand damals aber noch nicht viel. Er trat jedoch in den folgenden Jahren mit ähnlichen Büchern hervor, die bestätigten, was ich schon beim Success-Buch ahnte. Seine Themen sind: Geld machen und wertschätzen, den Erfolg durch Beten abpolstern und Steuern minimieren, oder sich zehn bis zwanzig Jahre jünger fühlen (*How to Look and Feel 10 to 20 Years Younger*), oder, bemerkenswerte Leistung eines wendigen Jongleurs der thematischen Beliebigkeit, *The Immortal Words of Jesus Christ* zu propagieren. Mit dem Success-Buch, sozusagen mit Allens Frühwerk, ging es Georg Essl als einem besonders eifrigen seiner Leser darum, sich das Geheimnis des Erfolgs so einzuverleiben, wie es der Autor tat oder vorgab zu tun: Arbeite, bette deine Gedanken und Gefühle in den Geist des Herrn, gewinn dir auf jeden Fall möglichst viele „friends“, die du jeden Sonntag mit Familie in der Kirche triffst und die so gestimmt sind wie du und so breit lächeln wie du. Mach deine Geschäfte und vergiss nicht auf gelegentliches Spenden. Stellt sich der Erfolg ein, fühl dich als ein von Gott Ausgezeichneter und verbirg nicht deinen Status vor den weniger Erfolgreichen.

Georg Essl hatte also sowohl Ayn Rands als auch R. C. Allens Ansichten aufgesogen. Seinem religiösen Herkommen stand Rands Atheismus

zwar entgegen, doch neutralisierte er diesen Mangel gleichsam mit der christlich-frommen Grundierung in Allens Buch *The Secret of Success*. Er stöberte den Verfasser auf und lud ihn ein. Allen erregte Aufsehen in der Kleinstadt, denn er kam nicht einfach so zu Besuch, sondern er trat auf – in karierten

Hosen, greller Krawatte, begleitet von einer üppigen, überschminkten Blondine. Die beiden ließen sich großzügig bewirten und umherfahren, fanden alles im Tal wonderful, Allen versuchte sich radebrechend in ein paar christlich klingenden Wortspenden zum Thema Gott und Erfolg, dann reisten sie wieder ab. Wem Georg zuvor Näheres über das Buch erzählt hatte, fand das mehr als merkwürdig, ich, der ich das Buch kannte, erst recht. Aber Georg war entschlossen, angetan zu sein: So seien sie eben, die Amerikaner, auch die lauten, auch die religiös gestimmten, und auch die mit den karierten Hosen. Und er hatte sich zudem entschlossen, das Buch übersetzen zu lassen und unter viele Leser zu bringen. Dazu wollte er einen Verlag gründen, und wegen einer Übersetzung fragte er bei mir an und bot ein angemessenes Honorar. Obwohl mir eine Übersetzung dieses eher schmalspurig geschriebenen Buches durchaus machbar schien, suchte ich ein paar Argumente, die ihn nicht verletzen sollten, und lehnte höflich ab. Georg war ein wenig enttäuscht, fand jedoch bald in der Wiener UNO-City eine Übersetzerin, gründete einen Verlag, und das Buch erschien 1981 unter dem Titel *Das Geheimnis des Erfolges*. Aber ein Erfolg wurde es ganz und gar nicht, im Gegenteil.

Wenige Jahre später verließ Georg auch der Erfolg seines Betriebs, und er meldete Konkurs an. Hernach arbeitete er in der Firma unter dem Namen seiner Lebensgefährtin und späteren Ehefrau weiter, und sie bilanzierten wieder positiv.

Aber Georg Essl wollte es dabei nicht belassen, hielt genug für nicht genug. Er wollte wieder Erfolg, einen ganz großen, allerdings auf Wegen, die er geheim hielt. Jahre später veröffentlichte er ein autobiografisch zurückblickendes Buch mit dem Titel *Über die Gier*, nach vierundzwanzig Jahren das zweite in seinem wiedereröffneten Verlag. Es ist nichts weniger als ein Bekenntnisbuch über sein Leben als Aktienspekulant und Casinobesucher. Man erfährt, wie er nach der Konsolidierung des Unternehmens begann, den Begriff des Erfolgs auf reinen Geldgewinn herunterzudimensionieren. Gier, „rohe und ungezügelt“, verdammt er zwar, „normale“ Gier sieht er – merkwürdiger

Gedankengang von der moralischen Welt hin zur physischen – als Naturgesetz. (Gier stößt sehr oft ins Kriminelle vor. Ein Angeklagter in einem großen Kor-

ruptionsprozess, in dem es um den Verkauf der sogenannten Buwog-Wohnungen aus dem Eigentum des Staates Österreich in private Hände geht, gestand ein, er sei schon vor seiner Beteiligung an diesem Deal „blind vor Gier“ gewesen, und im Deal erst recht.)

„Es gibt kaum ein Gebiet des menschlichen Lebens, auf das das Wettbewerbsstreben keinen Einfluss nähme. Was [...] auf niedrigem kulturellen Niveau der Menschheit ein durchaus nützlicher Faktor war, wird mit dem Anwachsen der Kulturhöhe und der Populationszahlen zur Gefahr.“

Konrad Lorenz in *Der Abbau des Menschlichen*



Für Georg E. wurde Gier nach Erfolg zwar lebensbestimmend, überschritt aber keineswegs die Grenze zur Strafbarkeit. Er hatte genügend oft gehört, wie Ronald Reagan, der US-amerikanische Präsident der Achtzigerjahre, verkündet hatte, „greed“ sei etwas Gutes, und er hatte auch gehört, wie dieser Präsident die gierigen, nur an Business, Börse und sich selbst interessierten Yuppies, die Young Urban Professionals, gelobt hatte. Im Roman *Fegefeuer der Eitelkeiten* von 1990 hat der Schriftsteller und Journalist Tom Wolfe dieser Gier der Reagan-Ära ein satirisches Denkmal gesetzt.

Den dafür nicht hinreichend vorbereiteten Georg Essl führte die Gier nicht nur in die Welt der Börse, sondern auch an den Roulettetisch. Seine Familie ahnte nichts davon. Aber offenbar glaubte er eines Tages, nach oftmaligen Verlusten, es sei an der Zeit, ausführlich davon zu berichten. Das Buch *Über die Gier* ist eine minutiöse Beichte, nicht im Sinne der katholischen Ohrenbeichte, sondern der protestantischen „confessions“ oder „testimonies“. So nennen Kirchen in den USA, nicht nur die United Methodists, persönliche Bekenntnis- und Geständnisreden von Personen, Darlegungen von Fehlern, von Verstößen gegen Gewissen und sogar von Verstößen gegen das Gesetz: vor der versammelten Kirchengemeinde vorgetragen als reuevolle Bekenntnisse. Ich hatte einmal Gelegenheit, in einer presbyterianischen Kirche in Los Angeles die „confession“ eines ehemaligen Gesetzesbrechers zu hören, der im Gefängnis gesüht hatte und nun seine Geschichte vor der Kirchengemeinde darlegte. Sie nahm seine Bekenntnisse mit hörbarem Wohlwollen auf, denn ein Sünder war nicht verloren geblieben, sondern hatte zum Glauben gefunden. Kein geringer Erfolg für ihn, kein geringer Erfolg aber auch für den breit lächelnden Pastor, der den Bekennenden ausfindig gemacht und gut vorbereitet hatte.

Bei Georg Essl ging es nicht um Missetaten, die andere schädigten. Hierzulande, wo „confessions“ vor Zuhörerschaft nicht üblich sind, konnte es auch nicht um direkte Bekenntnisse vor versammelter Gemeinde gehen. Deshalb sollte es ein Buch sein, das auf anderem Wege zur Öffentlichkeit spricht. Er schildert darin, nach genauen Aufzeichnungen, seine hochriskanten Unternehmungen mit Aktien und seine Spiele im Casino. Seine Verluste sind von Selbstbezeichnungen begleitet, aber er schildert auch, wie gelegentliche Gewinne immer wieder aufs Neue seine Gier nach Erfolg entfachten, mit immer neuen Gängen an die Börse und mit immer neuer Faszination durch die rollende Kugel. Und mit immer neuen Verlusten. Der Erfolg des Buches blieb gründlich aus, die persönliche Perspektive am Ende ist offen. Mit anderen Worten: R.



C. Allens Buch *Das Geheimnis des Erfolgs* behielt sein Geheimnis für sich, und auch das Buch *Über die Gier* half seinem Autor nicht.

Saure Trauben des Erfolgs

Orte intensiven Redens und auch Grübelns über Erfolg und Erfolglosigkeit (und in deren Gefolge über Neid) gibt es viele. Theaterkantinen: Wer bekam diese oder jene Rolle, und wie ging das zu? Wer hatte am Ende den stärkeren Applaus? Fußballerkabinen: Nominierte Elf und deren Ersatzspieler im selben Raum, bevor die nominierten mit ihren höheren Gagen aufs Feld laufen und die anderen auf der Ersatzbank Platz nehmen und darauf hoffen, eingewechselt zu werden. Lehrerzimmer: Wie viele treten bei der mündlichen Matura in meinem Fach an? Universitätsinstitute: In wessen Seminaren und Vorlesungen sitzen mehr Hörerinnen und Hörer? Wer hat die besseren Evaluationen? Die Börse: Wer macht am Ende des Tages den höchsten Schnitt? Bei politischen Wahlen: Wer hat mehr Vorzugsstimmen? Und Ähnliches wird auch von den Fischern am Lago Maggiore behauptet: Zusammensitzen in der Taverne, aber dann: Wer holt mehr Fische aus dem See?

Auch die Literatur ist ein solcher Ort. Darüber wird in Teil 2 dieses Essays im nächsten Heft des „Literarischen Zaunkönig“ zu lesen sein.

Karlheinz Roszbacher, geb. 1940 in Waidegg, Kärnten; studierte Germanistik und Anglistik an den Universitäten Wien, Innsbruck, an der University of Kansas in Lawrence; 1966 Dr. phil. an der Universität Salzburg; 1975 Habilitation; 1976 Ao. Univ.-Prof.; 1994 Ernennung zum O. Univ.-Prof. an der Universität Salzburg.

Buchveröffentlichungen seit der Emeritierung 2008: *Alexander von Villers: Briefe eines Unbekannten*, gemeinsam mit Constanze Roszbacher, 2010; *Lesen und Leben. Ein persönliches Alphabet*, 2013; *Zeitreisen. Essays über Bücher, Briefe und Sonstiges*, 2015; *Lesen, Schauen, Staunen. Essays über Literatur und Malerei*, 2017; *Worte und Klänge. Freund der Sprache, Nachbar der Musik*, 2019.